

Mienenspiel und Geberdensprache.

Vom Standpunkt der Descendenztheorie.

Von Dr. Karl Freiherr du Prel. *)

The proper study of mankind is the man.

Wie die Descendenztheorie im Allgemeinen ihr besonderes Interesse erst durch die Einbeziehung des Menschen in die Entwicklungsreihe der Organismen erhält, so richtet sich auch im wissenschaftlichen Nachweise von der Continuität der Functionen der Organismen das Hauptinteresse auf die Frage, ob es der Wissenschaft gelingen wird, auch die geistigen und seelischen Functionen biologisch zu erklären. Denn erstlich hat es in der That den Anschein, als sei in denselben der Mensch ganz und gar aus der Sphäre des Thierreiches herausgetreten und bilde eine Lebensform für sich, die in dieser Hinsicht wenigstens durch keine Mittelglieder mit den niedrigeren biologischen Stufen verbunden sei; die wissenschaftlichen Schwierigkeiten sind also gerade für diesen Punkt die größten. Sodann aber gründen sich vornehmlich auf diese seelischen Functionen jene Vorurtheile und Empfindungen der Abneigung, welche der Anerkennung der Descendenzlehre im Wege stehen; also auch die moralischen Schwierigkeiten sind hier die größten. Und das begreift sich. In seiner Weise hat dieses schon Voltaire erklärt: Wenn der Pfau, so meint er, Vernunft hätte, so würde er sich eine Seele beilegen und den Sitz derselben in seinen Schweif verlegen.

Um für die nachfolgenden Untersuchungen eine Basis zu gewinnen, so soll dabei die Wichtigkeit der Descendenzlehre, als welche von den speciell gegen die Darwin'sche Theorie gerichteten Einwürfen unberührt bleibt, einfach vorausgesetzt werden. Die Entstehung der Arten ist wohl auch heute noch als ein ungelöstes Räthsel anzusehen; aber es dürfen die von Darwin selbst zugestandenen Lücken seiner Theorie natürlich keinen anderen, als empirischen Belegen offen gehalten werden, welche die Zukunft noch entdecken wird. Das freundliche Anerbieten Jener aber, welche diese Lücken mit metaphysischen oder theologischen Erklärungen stopfen wollen, muß die Wissenschaft ablehnen; denn die natürliche Begreiflichkeit der Erscheinungen ist die Voraussetzung aller Wissenschaft.

In Mienenspiel und Geberdensprache erkennen wir eine Thätigkeit, die dem Menschen besonders eigenthümlich zu sein scheint. Gleichwohl ergeben sich aus ihrer Analyse, wie nach Darwin aus dem äußern Ausdruck unserer

*) Mit diesem geistvollen und scharfsinnigen Artikel führen wir einen neuen Autor in den Salon, der sich durch seinen „Kampf ums Dasein am Himmel“ (eine geniale Einführung des Darwinismus in die Astronomie) ganz neuerdings die beachtete Aufmerksamkeit der Wissenschaft erregt hat. An Autoren, wie Du Prel, die mit gründlichster Wissenschaftlichkeit eine geistvolle und distinguirte Art literarischer Darstellung verbinden, hat es bisher der deutschen Literatur gefehlt, der die in England und Frankreich längst eingebürgerte Ehe zwischen dem Ernst der Wissenschaft und der Anmuth der Darstellung noch allzu fremd ist. Die Redaction.

Gemüthsbewegungen überhaupt, Anhaltspunkte für die Descendenzlehre. Als Ausdruck leidenschaftlicher Erregungen erinnern sie beim Menschen gar leicht an verwandte Empfindungen der thierischen Organismen; im Nachfolgenden aber sollen einige alltäglich zu beobachtende Erscheinungen dargelegt werden, wo sie nicht mit leidenschaftlichen, sondern nur äußerst schwachen Erregungen verbunden auftreten. Gleichwie nämlich die Functionen des menschlichen Geistes es vorzugsweise sind, auf deren Erklärung die Descendenztheorie aus bereits angegebenen Gründen bedacht sein sollte, so dürften auch gerade jene Mienen und Geberden besonderer Beachtung werth sein, welche wir mit geistigen Functionen verbinden, z. B. mit dem Austausch von Gedanken in leidenschaftslosem Gespräche oder auch im Zustande ruhigen Nachdenkens. Denn auch bei solchen Gelegenheiten lassen sich, insbesondere bei geistig regsamern Naturen, Bewegungen beobachten, die sehr ausdrucksvoll sind und eine andere Erklärung, als im Sinne der Descendenztheorie nicht wohl zulassen.

Die Mienen und Geberden, womit wir unsere Gespräche oder das eigene Nachdenken begleiten, drücken nicht so fast den bestimmten, genau präcisirten Inhalt der Rede oder des Denkens aus, als den hiermit verknüpften Seelenzustand; da dieser für ganze Kategorien von Vorstellungen der gleiche ist, so kann sich in diesen Ausdrucksformen die Specialität der jeweilig vorstehenden geistigen Vorstellung nicht offenbaren. Selbst bei höchster Vollendung kann die Kunst des Mimen, um genau verstanden zu werden, das begleitende Wort nicht entbehren, mag auch der mimische Ausdruck je nach den Temperamentsunterschieden der Racen und Völker sehr verschiedene Grade von Deutlichkeit festigen. So ist z. B. der Südländer weit deutlicher in seinen Ausdrucksformen, als der weniger lebhaftere Bewohner des Nordens.

Mienen und Geberden, womit wir unsere Rede begleiten, selbst wenn es sich etwa um wissenschaftliche Themata handelt, entsprechen also ganz im Allgemeinen unseren damit verbundenen, oft sehr leisen, Gemüthsbewegungen. Betrachten wir aber einen solchen Redner und vergleichen wir seine Mimik mit dem Inhalte seiner Worte, so werden wir leicht finden, daß diese Mimik die bei solchen Worten mögliche Erregung in stark vergrößertem Maßstabe wieder spiegelt, daß ferner jeder der beiden Sprechenden Geberden in Anwendung bringt, als handle es sich nicht um Worte, sondern Handlungen seiner selbst und des Gegners. Man streckt z. B., dem Andern die Rede abzuschneiden, den Arm energisch vor, wie wenn man eine körperliche Annäherung zu erwarten hätte und verhindern wollte. Es giebt hierfür nur Eine Erklärung: der Seelenzustand ist der gleiche bei angreifender Annäherung, wie bei bekämpfender Rede; er wird daher in beiden Fällen in gleicher Weise sich äußerlich ausdrücken. Diese Gleichheit der Gemüthsbewegungen erstreckt sich jedoch, selbst eine hohe Erregbarkeit vorausgesetzt, nicht auf den Grad der Empfindung, sondern nur auf die Natur derselben.

Da nun also unsere Geberden lediglich dem Seelenzustande angepaßt sind und keine Rücksicht nehmen weder auf die Objecte, die ihn hervorrufen, noch auf den Grad der jeweiligen Empfindung, so daß wir z. B. auf gegnerische Worte ebenso reagiren, wie auf eine gegnerische Faust, so geht daraus hervor, daß die Geberde nicht durch eine Beurtheilung der jeweiligen Sachlage bestimmt wird, sondern daß die Reflexion, welche die Unterschiede der Objecte sicherlich berücksichtigen würde, hierbei nichts zu thun hat. Wenn dieselbe Reflexion, die wir in einer wissenschaftlichen Discussion für den Inhalt unserer Rede aufwenden, zugleich auch das hiermit verknüpfte Geberdenspiel

regeln würde, so müßten wir der häufigen Zwecklosigkeit des Letztern unbewußt werden. Dieses Spiel ist aber, wie wir bereits gesehen haben, nicht dem Inhalte der eigenen oder fremden Rede entsprechend und so erklärt sich allerdings, daß eine Unangemessenheit sich herausstellt, wenn wir das Wort an die Geberde als Maßstab anlegen.

Es sind also mit unseren Seelenzuständen bestimmte äußere Ausdrucksformen immer associirt, mag die Erregungsursache was immer für ein Object sein. Ohne alle reflectirende Unterscheidung verbinden wir ganz unwillkürlich auch die leisesten Regungen der Seele mit bestimmten, gleich bleibenden Actionen, eine feste Gewohnheit, die entweder als im individuellen Leben erworben oder als ererbte Anlage zu erklären wäre. Ersteres kann nicht sein; denn schon die innerlichen Regungen des Neugeborenen malen sich sehr drastisch im Gesichte ab. Es verbleibt demnach nur die Erklärung durch Vererbung. Was wir uns im individuellen Leben schon darum nicht angewöhnt haben können, weil solche Actionen in den meisten Fällen ganz zwecklos erscheinen, das muß in der langen Reihe unserer Vorfahren allmählig angewöhnt, physiologisch immer mehr befestigt und schließlich durch Vererbung auf uns überkommen worden sein.

So ist es denn klar, daß wir aus unseren unwillkürlichen körperlichen Actionen, als Ausdruck seelischer Zustände, Schlüsse ziehen können auf die Beschaffenheit unserer frühesten Ahnen, in deren langer Reihe die Association bestimmter Geberden bestimmten Regungen allmählig zu einer fast eingewurzelten Gewohnheit geworden sein muß. Da ferner in der Entstehungsperiode dieser Gewohnheit die betreffenden Geberden zweckdienlich und nicht nur den Regungen, sondern auch den Erregungsursachen angemessen gewesen sein müssen, so leuchtet auch ein, daß unsere Schlüsse sich ausdehnen können auf die Beschaffenheit dieser Erregungsursachen, der äußeren Objecte, zwischen welchen das Dasein unserer frühen Ahnen verlief. Die Natur und die Daseinsverhältnisse unserer frühesten Vorfahren können daher aus unseren Geberden herausgesehen werden, die gleichsam wie ein Echo aus längstvergangenen Zeiten zu uns reden.

Es ist schon erwähnt worden, daß wir im Gespräche unsere Worte mit solchen Gesticulationen begleiten und dem Worte des Gegners solche entgegensetzen, die mehr oder minder klar wie körperliche Paraden oder Angriffsbewegungen erscheinen, als handle es sich nicht um einen Austausch widerstreitender Gedanken, sondern um einen körperlich gefährten Streit. Unsere Gesticulationen und Mienenspiele müssen daher in Daseinsverhältnissen zur Gewohnheit geworden sein, da das Verhalten unserer Ahnen noch ganz durch reelle, anschauliche Gegenstände bestimmt wurde und ihre äußeren Ausdrucksbewegungen nicht nur dem jeweiligen Seelenzustande angemessen waren, sondern auch dem anschaulichen Objecte, wodurch er bestimmt wurde. Nur damals konnten solche Geberden zweckdienlich gewesen und zur Gewohnheit geworden sein.

In ganz anderen Verhältnissen als jene frühen Vorfahren lebt der civilisirte Mensch. Die Gegenstände seines Interesses sind zum Theil ganz andere, die Sphäre seiner Vorstellungen ist eine andere und sein Verhalten wird zwar noch immer durch anschauliche Dinge mitbestimmt, aber auch in hohem Grade durch geistige Ideen und Bedürfnisse. Noch immer zwar sind es der Hunger und die Liebe, welche nach den Worten des Dichters das menschliche Getriebe erhalten; aber höher und höher erhebt sich die Mensch-

heit im Reiche der Gedanken. Während also die Objecte gewechselt haben und der Culturmensch ganz neue Interessen erworben hat, von theilweise ganz anderen Dingen bewegt wird, ist doch die Ausdrucksform seiner damit verwekten Regungen noch immer den längst vergangenen Lebensverhältnissen entsprechend. Denn diese Formen haben sich durch endlose Generationen so sehr befestigt, daß sie auch beim Culturmenschen noch nicht verwischt sind.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte etwa das Entblößen des Eckzahns, das sich beim Menschen einstellt, wenn Hohn und Trotz ihn befeelen, so werden wir allerdings mit Darwin darin einen Beweis unserer thierischen Abkunft erblicken, einen Hinweis auf jene ferne biologische Vergangenheit, da unsere halb-menschlichen Urahnen durch diese Geberde zum Kampfe sich vorbereiteten. Gewiß, eine Verwendung des entblößten Zahnes liegt dem Menschen unserer Tage fern; der Kampf um's Dasein hat seit jenen Zeiten mildere Formen angenommen und dreht sich um andere Objecte; aber die biologisch befestigten Gesichtsausdrücke kommen noch immer in Anwendung, wenn sich leise Anklänge an jene hochgesteigerten psychischen Zustände einstellen, die damals bei ganz anderen Anlässen hervorbrachen.

Die Gewohnheiten der Thiere, wie die des kulturlosen Menschen und endlich des Kindes werden fast ausschließlich durch practische Bedürfnisse bestimmt. Wir müssen daher rein praktische Bedürfnisse voraussetzen, welche den Grund zur Angewöhnung von Mienen und Geberden gelegt haben. Denn Gewohnheiten aus unserer eigenen Lebensdauer oder selbst die aus der relativ kurzen Periode des Culturlebens der Menschheit, können, weil sie nur die Summe aus einer weit geringern Anzahl von Wiederholungen sind, nicht so fest eingewurzelt sein, wie die aus weit zurückliegender Vergangenheit ererbt. Da zudem jene Dinge und Vorstellungen, welche von dem Interessentkreise des Culturmenschen umspannt werden, doch ähnliche Gemüthsregungen hervorrufen, wie die Gegenstände praktischen Bedürfnisses der Thiere und des Naturmenschen, so verhalten wir uns selbst den abstracten Vorstellungen unseres Geistes gegenüber wie solchen von practischer Bedeutung, wiewohl ein Nutzen hiervon gar nicht eingesehen werden kann. Selbst beim wissenschaftlichen Gespräche, ja beim einsamen Studium ist das Spiel der Gesichtsmuskeln bemerklich und gleiten, oft nur sehr schattenhaft, Züge über das menschliche Antlitz, die dem Reiche der Gedanken gar nicht angemessen sind, in dem der Betreffende weilt. Es ist dichterisch gesprochen, wenn Goethe den trockenen Büchermenschen sagen läßt:

„Und ach! entrollst du gar ein würdig Pergament,
So steigt der ganze Himmel zu mir nieder!“

Ein Physilog aber wird eher die Beobachtung machen, daß ein Liebhaber von Pergamenturkunden, wenn er eine solche aufschlägt, gewisse, das Wohlbehagen verkündende Mundbewegungen, vielleicht sogar ein hörbares Schmagern, damit verbinden wird, als sitze er vor seinem Leibgerichte und habe den Federbissen bereits auf der Zunge. Brächte daher ein Künstler einen solchen Alterthumsforscher zur Darstellung, daneben aber einen Gourmand, der, ohne noch zu Messer und Gabel gegriffen zu haben, sein Gericht vorläufig nur mustert, so würden im Ausdrude der Augen und des Mundes die beiden Zeichnungen viel Uebereinstimmung zeigen, und wären die so verschiedenen Gegenstände des Wohlbehagens den Bildern nicht beigefügt, so dürfte eine Unterscheidung wohl schwer werden.

Wie in diesem Falle, so wird in den meisten, wo die Erregung durch

geistige Vorstellungen hervorgerufen wird, die Anwendung äußerer Ausdrucksformen als eine zwecklose erscheinen. Gleichwohl kann es nur ein ehemals damit verknüpfter Nutzen gewesen sein, der die Association bestimmter Gemüthszustände mit den äußeren Ausdrucksformen zu einer so stark eingewurzelten Gewohnheit werden ließ. In erster Linie kommt hierbei ein physiologischer Nutzen für den Organismus in Betracht, wie denn beispielsweise die das Weinen einleitenden Bewegungen die Absonderung der Thränen erleichtern. Aber in den Anfängen des Menschengeschlechtes war das Spiel der Mienen und Geberden auch das verständlichste und wohl einmal auch das einzige Mittel zur Vermittelung von Gedanken. Erst in dem Maße, als das Sprachvermögen sich ausbildete und die allmählig entstandenen Sprachformen reicher wurden, ließ sich die unterstützende Mimik mehr und mehr entbehren. Die Cultur ist daher der Entwicklung der menschlichen Geberdensprache durchaus nicht günstig, theils weil sie die Mimik durch das lebendige Wort ablöst, theils weil sie uns im Allgemeinen zurückhaltender im Ausdruck unserer Affecte macht. Zudem hat dieser Ausdruck in den meisten Fällen nicht nur aufgehört nützlich zu sein, sondern ist sogar verrätherisch in den Fällen beabsichtigter Verstellung, deren Häufigkeit mit der Culturentwicklung nicht abzunehmen scheint. Der Naturmensch hatte die Mimik, seine Gedanken auszudrücken; der Culturmensch hat in der Sprache das doppelte Mittel, seine Gedanken entweder mitzutheilen, oder — nach Talleyrand's Maxime — sie zu verbergen. Freilich hat das Wort seinen Ruf als ein durchaus ausreichiger Gedankenvermittler eingebüßt und selbst der Bauer hat es sich angewöhnt, das gedruckte Wort als einen zuverlässigen Zeugen aufzuführen. Dagegen gehen wir mit Recht von der Voraussetzung aus, daß die unwillkürliche Sprache der Mienen, weil nicht so sehr unter der Controle des Willens stehend, mehr Vertrauen verdient, und wo wir dem Worte mißtrauen, bemühen wir uns im Gesichte zu lesen, indem wir seinen verrätherischen Ausdrücken aufslauern. Aber das Bewußtsein dieser ihrer verrätherischen Natur dürfte den Menschen mehr und mehr dahin bringen, auch diese Sprache unter die Botmäßigkeit seines Willens zu bringen und dürfte der Entwicklungsfähigkeit dieser Sprache entgegenarbeiten.

Doch, unterlassen wir es, ein Bild des Zukunftsmenschen in dieser Hinsicht zu entwerfen und begnügen wir uns damit, die Fähigkeiten des heutigen Menschen, die Regungen seiner Seele in anschaulicher Weise auszudrücken, einer Analyse zu unterwerfen.

Nehmen wir den Fall an, es befände sich ein autoritätsgläubiger Anhänger der Kirche, der allen Errungenschaften der neuern Wissenschaft nur Ablehnung entgegensetzt und vermöge seines Charakters geneigt wäre, seinen Widerspruch in leidenschaftlicher Weise kund zu geben, im Gespräche mit einem ebenso autoritätsgläubigen Darwinianer. Der Erstere wird um so mehr sich entrüsten, je mehr seine Vorstellungen von Menschenwürde durch die Ausführungen seines Gegners beleidigt werden. In seinem Unmuth und später in seinem Zorne wird er unwillkürlich jene Organe in Bewegung versetzen, durch welche innerhalb der langen Reihe seiner biologischen Vorfahren Abscheu, Zorn und Wuth regelmäßig ausgedrückt wurden. Während seine Worte mit aller Entschiedenheit und Entrüstung den Darwinianer bekämpfen, werden doch seine Mienen und Geberden den treffendsten Beweis von der allgemeinen Richtigkeit der Descendenztheorie liefern. Und um so mehr wird dieses der Fall sein, je weniger er vermöge lebhaften Temperaments im

Stande wäre, sich zu beherrschen. Erregungen des Zornes und der Wuth nun werden sich in der langen Reihe unserer Vorfahren meist dann eingestellt haben, wenn sie durch einen Feind bedroht oder angegriffen wurden. In solcher Lage werden die Augen aufleuchten, die Zähne werden entblößt übereinander gepreßt, das Gesicht wird einen grinsenden Ausdruck annehmen, die Thätigkeit des Herzens beschleunigt sich und als Vorbereitung für den augenblicklichen Gebrauch der Angriffs- oder Vertheidigungsorgane werden die Muskeln derselben straff angespannt.

Die gleichen Erscheinungen nun werden sich beobachten lassen, wenn in erbittertem Gespräche bei dem einen oder andern der Gegner analoge Seelenzustände, wenn auch in starker Abschwächung, vorhanden sind. Ja, es mag wohl geschehen, daß der Eine ganz unwillkürlich mit der Faust auf den Tisch schlägt — der hierbei dem Gegner, dessen Unverfehlbarkeit die Sitte ausspricht, untergeschoben wird — oder daß der Andere einen Ausdruck von Wildheit annimmt, der seine wirklichen Empfindungen in starker Vergrößerung wieder spiegelt.

So hatte ich einst Gelegenheit, einen lebhaften Italiener zu beobachten, der mit einem äußerst phlegmatischen Deutschen den Darwinismus discutirte. Auf Seite des Italieners war die Rede sehr lebhaft, aber nicht heftig und verrieth nur ein reges Interesse daran, seinen Gegner durch wissenschaftliche Gründe zu überzeugen. So bewegte er sich ganz innerhalb der Grenzen höflicher Formen; aber in der Erregung, die sich seine Augen und mehr bemächtigte, beugte er den Oberleib über den Tisch, seine Augen strahlten und öffneten sich erschreckend weit und mit weit vorgestreckten Armen und aufgestützten Ellenbogen gesticulirte er vor dem Gesichte des Angeredeten herum. Bald schlossen sich die Fäuste krampfhaft, bald wieder drückte er die Fingerspitzen fest zusammen und bewegte sie mit kurzen zitternden Bewegungen auf- und abwärts — ganz die Bewegung, welche der deutschen Redensart „das ist ja mit Händen zu greifen“ entspricht. Dann und wann aber, immer noch in zitternden Bewegungen, spreizte er die Finger möglichst weit auseinander und nach auswärts, so daß er, hätte er die Hände noch ein wenig vorgeschoben, den Kopf des Gegners dazwischen gehabt hätte. Wie sich's von einem Italiener von selbst versteht, überschüttete er förmlich dabei den Angeredeten mit unglaublich schnell gesprochenen Worten. Auch dabei blieb er jedoch in seinen Ausdrücken sehr höflich, wie sich schon an der Miene des Deutschen bemerken ließ, der regungslos dasaß und aufmerksam zuhörte. Es entsprachen also diese Geberden einem weit gesteigerten Seelenzustande, als welcher wirklich vorhanden war, und während der Sprecher oft nur ein ungeduldiges „Sie werden mir wohl zugeben.“ aussprach, gesticulirte er gleichzeitig in einer Weise, als habe er nicht übel Lust, die Fäuste anzuwenden. Es zeigt sich also, daß sich der Redner begrifflichen Vorstellungen gegenüber benimmt, wie realen Objecten gegenüber, daß er in seinen Mienen einen den seinigen weit übertreffenden Erregungsgrad ausdrückt und Geberden dabei in Anwendung bringt, die nur einem zu bekämpfenden realen Objecte gegenüber als passend angesehen werden könnten. Dabei stehen diese Geberden ganz im Contraste zu den höflichen Worten, deren sich der Redner bedient, und während er nur die Logik der Gründe anwendet, bedroht er unwillkürlich seinen Gegner mit der Logik der Fäuste. Das Wort verräth den durch die Civilisation gebändigten Naturmenschen, die Geberden aber, die ganz aus dem Unbewußten entspringen, sind noch dieselben, wie sie in biolo-

gischer Vergangenheit greifbaren Feinden gegenüber in Anwendung kamen und wie sie durch Gewohnheit und Vererbung unzertrennlich mit solchen Erregungen, ohne Unterschied des Grades, verknüpft sind.

Wir sind an solche Ausdrucksformen als erfahrungsmäßig verbunden mit lebhaftem Gespräche so sehr gewöhnt, daß wir sie immer ganz richtig deuten und daß uns bei ihrem Anblide durch gewohnte Association die Idee eines lebhaften Sprechers sich einstellt; aber vermöchten wir es nur, von dieser Gedankenassociation zu abstrahiren, so würden wir sicher, wenn uns etwa ein Künstler das Bild eines solchen Sprechers darstellen würde, dasselbe nicht durch einen ruhigen Zuhörer ergänzen, sondern einen thätlichen Streit voraussetzen. Auch in Wirklichkeit würde uns die Mimik, für sich allein betrachtet und losgelöst von den begleitenden Worten, in allen Fällen auf eine ganz andere, weit ernstere Situation rathen lassen, als welche vorliegt.

Wir hätten genau das Bild eines Kampfes, wenn zwei lebhafte Sprecher um ein Kurzes noch näher aneinanderstünden; denn jeder begleitet seine eigenen Worte mit handelnder Mimik und reagirt auf die Worte des Andern, als verhalte sich dieser wirklich aggressiv. Es wird also in der Mimik nicht die wirkliche Situation ausgedrückt, sondern nur eine in Bezug auf Dualität der Empfindungen ähnliche unter Vernachlässigung des Grades.

Die Zwecklosigkeit dieser bloß durch ererbte Gewohnheit erklärlichen Association offenbart sich am augenfälligsten darin, daß wir sogar den eigenen Gedanken gegenüber ebenfalls wie Anschaulichkeiten gegenüber uns benehmen. Ein in Nachsinnen verlorener Mensch wird sich seinen Vorstellungen gegenüber, wie sie sich folgen, verhalten gleichwie einer Reihe von bald angenehmen, bald unangenehmen, befremdlichen und abstoßenden Erscheinungen. Hebt sich aus der verborgenen Werkstätte seines Geistes ein überraschender Gedanke plötzlich an die Oberfläche seines Bewußtseins, etwa eine nach logischen Gesetzen sich vollziehende, aber von ihm selbst nicht erwartete Schlussfolgerung, so wird er, wenn auch nur in rudimentärer Weise, jenen Gesichtsausdruck annehmen, der mit dem Erstaunen associirt ist. Im praktischen Leben nun werden wir beim Anblick einer unvermutheten Erscheinung den Kopf mit einem plötzlichen Rucke kurz in die Höhe werfen, die Augen weit öffnen, kurz, jene zweckdienlichen Bewegungen vornehmen, die geeignet sind, uns über die unvermuthete Erscheinung möglichst rasch aufzuklären. Abstracten Vorstellungen gegenüber haben solche Bewegungen natürlich keinen Werth; aber sie sind eben mit dem Zustande der Ueberraschung so fest associirt, daß wir sie unwillkürlich ausführen, auch wenn sie, wie z. B. beim Stutzen über eine plötzlich auftauchende Idee, zwecklos sind. Dagegen sind solche Bewegungen sehr zweckvoll bei den Thieren, von welchen je nach ihrer Organisation die entsprechenden Organe in Thätigkeit versetzt werden. Der Hase richtet seine Ohren auf; denn diese allein sind es, die ihn vor der Gefahr rechtzeitig warnen; und ohne Zweifel verdankt er auch sein scharfes Gehör und die langen Köffel lediglich der in der Natur stetig fortwirkenden Anleise solcher Hasenindividuen, welche, vor anderen in dieser Hinsicht ausgezeichnet, eben darum im Kampfe um's Dasein concurrenzfähiger sind, erhalten bleiben und diese günstige Eigenschaft weiter vererben. Sehr zweckmäßig ist auch daß der Hase beim Aufrichten der Ohren „ein Männchen macht“, und einzig der Jäger gegenüber schlägt dieses sehr zum Nachtheil für ihn aus, da er in dieser

Stellung ein besseres Zielobject abgiebt. Davon weiß der Hase natürlich nichts; und doch ist daran nicht zu zweifeln, daß diese Gewohnheit des vielgejagten Thieres durch natürliche Auslese der hierzu weniger geneigten Individuen allmählig verschwinden wird. Der Hund dagegen, der auf seinen scharfen Geruchssinn angewiesen ist, schnuppert mit aufgeworfener Nase in der Luft und richtet dabei ebenfalls die Ohren auf, um mit Hilfe dieser seiner Organe eine richtige Deutung überraschender Erscheinungen zu erzielen. Bei dieser Gelegenheit dürfte es vielleicht erwähnenswerth sein, daß bei einzelnen Menschen, welche die Fähigkeit besitzen, die Ohren in Bewegung zu versetzen — eine Fähigkeit, die durch Nichtgebrauch der bezüglichen Muskeln beim Menschen nahezu abhanden gekommen ist — diese unwillkürlich in Augenblicken der Ueberraschung zugleich mit dem Emporziehen der Augenbrauen an der Bewegung theilnehmen. Dies geschieht denn auch, wenn ihnen plötzlich eine Idee kommt; ganz allgemein aber wird hierbei ein Jeder die Augen unwillkürlich fest nach vorwärts richten, als gelte es, eine befreundliche, in's Gesichtsfeld tretende Erscheinung zu mustern.

So deuten wir z. B. auch mit ausgestrecktem Finger nach einem bestimmten Punkte, wenn wir ein bestimmtes Wort betonen wollen oder begleiten den Zustand der Aufmerksamkeit, etwa wenn wir im Gespräche sehr begierig sind auf Das, was wir vernehmen werden, mit allen jenen Bewegungen, die nur realen Erscheinungen gegenüber von Nutzen sind. Nicht als ob etwa ein aufmerksamer Zuhörer diese sehr combinirten Bewegungen so detaillirt und ausdrucksvoll ausführen würde, wie etwa ein auf dem Kriegspfade befindlicher Indianer, der Gefahr wittert. Aber das Emporziehen der Augenbrauen wenigstens, welches das Öffnen der Augen einleitet, wird wohl in allen den erwähnten ähnlichen Fällen sich beobachten lassen; einem überraschenden Worte wie einem überraschenden eigenen Gedanken gegenüber stellen wir uns also, freilich in abgeschwächter Weise, in Position. Aber wir brauchen solche rudimentäre Ausdrucksformen nur in Gedanken zu steigern, um zu erkennen, welchen dem practischen Leben entnommenen Verhältnissen sie entsprechend sind oder in biologischer Vergangenheit waren.

Noch ausdrucksvoller zeigt sich diese Bewegung beim Anhören einer ganz und gar unerwarteten Nachricht, wobei wir oft, wenn wir im Zimmer auf- und abgehen, den Gang plötzlich unterbrechen, dem Sprecher uns zukehren und momentan in starre Regungslosigkeit mit leicht geöffnetem Munde verfallen. Drahtisch sagt eine deutsche Redensart, daß wir „vor Erstaunen das Maul aufreißen“. Nach Darwin beschleunigt jede plötzliche Regung die Herzthätigkeit und die Respiration, die, wenn der Grad des Erzdreckens erreicht wird, leicht in ein geräuschvolles Schnauben ausarten kann. Ein solches würde in der Thierphäre das gespannte Horchen beeinträchtigen, daher denn, um ein ruhiges Athmen zu erzielen, der Mund sich öffnet, durch welchen das Athmen geräuschloser geschieht, als durch die Nase. Darwin bemerkt ferner sehr richtig, daß, im Gegensatze zu anderen Thieren, der Hund bei plötzlicher Aufmerksamkeit den Mund schließt, weil er ruhiger durch die Nase zu athmen vermag. Das Spitzen der Ohren ist daher bei ihm regelmäßig mit einem Schließen des Mundes verbunden.

Welchen Nutzen kann es nun haben, wenn wir z. B. im Gespräche ein erstauntes Warum? oder Wie so? mit einem leichten Aufwerfen des Kopfes verbinden, wenn wir den Gang einstellen, die Augen nach vorwärts dem Sprecher zuwenden und mit leicht geöffnetem Munde regungslos dastehen?

Sicherlich keinen. Und doch ist dieses Verhalten mit der Empfindung des Erstaunens fest associirt. In jener Zeit, da es von practischem Nutzen war, also in ferner Vergangenheit, hat sich diese Gewohnheit so sehr befestigt, daß sie sich bis auf uns vererbt hat, ja, daß bei Menschen, welche die Fähigkeit der Ohrenbewegung bewahrt haben, das erwähnte, aus dem Erstaunen entspringende Warum? oder Wie so? regelmäßig mindestens mit einer leichten Affection der Ohrmuskeln sich verbunden zeigt. Der Grad der Erregung entscheidet hier, wie in allen ähnlichen Fällen, darüber, ob diese complicirten Bewegungen ganz oder nur theilweise zur Ausführung gelangen.

Die Selbstbeobachtung bietet uns eine reiche Fülle von Material. Wenn wir z. B. bei angestrengtem Nachdenken irgend einer Schwierigkeit begegnen, die sich dem Weiterdenken hindernd in den Weg stellt und den ruhigen Fluß unserer Vorstellungen plötzlich aufstaut, so gleitet ein leiser Schatten der Unzufriedenheit über unser Gesicht, die Augenbrauen ziehen sich leicht zusammen und lassen jene bekannte verticale Falte über dem Nasenbeine zum Vorschein kommen. Dieses ist lediglich die jedes Weinen oder Schreien einleitende Bewegung, die sich aus unserer Kindheit erhalten hat und nun auch bei Anlässen eintritt, welche annähernd die gleiche Seelenstimmung erzeugen.

Den gleichen Ausdruck gelinden Mißbehagens oder Aergers setzen wir im Gespräche oft Einwände entgegen, die wir nicht sofort durch Widerlegung zu beseitigen vermögen. Haben wir hingegen eine Replik sofort in Gedanken bereit und drängt es uns, dieselbe an den Mann zu bringen, so hören wir unsern Gegner meist gar nicht zu Ende, sondern werfen den Kopf leicht in die Höhe, in kurzen, schnellen Bewegungen nach rechts und links ihn heftig schüttelnd, als ob es gelte, gegnerischen Einwurf wie einen unangenehmen Gegenstand abzuschütteln. Es liegt darin der Eifer der Verneinung ausgebrüht, wie denn überhaupt die Schnelligkeit solcher Ausdrucksbewegungen von dem Grade unserer Opposition abhängt. Nur so scheint es mir erklärlich, daß wir der fremden Ansicht oft nur ein sehr langsames, bedächtiges Kopfschütteln entgegensetzen, darin sich unser geringerer Widerstand kundgibt und wobei wir uns oft über die Tragweite des vernommenen Einwurfes noch besinnen. Ja, oft bedeutet dieses bedächtige Schütteln lediglich den Widerstand unserer Empfindung, während doch unser Verstand sich schon überwunden giebt — ein deutlicher Beweis, daß solche Bewegungen nur den Seelenzustand ausdrücken, aber nicht das verursachende Object bezeichnen; denn im eben erwähnten Falle, in welchem der Einwurf als berechtigt anerkannt wird, würde diesem Objecte vielmehr ein verticale, bejahendes Schütteln des Kopfes entsprechen. Aber auch, wenn der Verstand bejaht, kann doch die Empfindung verneinen und es kommt dann die mit der unfreiwilligen Annahme verknüpfte Stimmung der Unzufriedenheit zum Ausdruck; nur verwandelt sich das heftige Schütteln in ein gemäßigtes, weil eben doch das Acceptiren des Einwurfes den Zustand der anfänglichen Opposition abgeschwächt hat.

Der Widerwille gegen den Einwurf eines Gegners im Gespräche, etwa wenn hierbei eine gemeine Anlage seines Charakters sich offenbart, kann sich bis zum Abscheu steigern. Darwin ist der Ansicht, daß Empfindungen des Abscheues bei unseren früheren Ahnen und während unserer Kindheit kaum anders, als in Verbindung mit dem Acte des Essens sich eingestellt haben und folgert daraus, daß wir aus diesem Grunde auch in späteren Jahren Abscheu durch

Bewegungen in der Mundgegend ausdrücken, als handle es sich darum, einen ekelhaften Bissen aus dem Munde herausfallen zu lassen oder auszustößen. Der moralische Abscheu nun, diese Errungenschaft des Culturmenschen, ist mit den gleichen Geberden associirt, wiewohl hier dieses durchaus anderen Objecten gegenüber die Angemessenheit der Ausdrucksform verloren geht. Ja, man bemerkt an sensiblen Menschen, daß sie bei dieser Empfindung, mag sie nun hervorgerufen werden durch eine Erzählung oder auch nur durch eine Erinnerung, sehr oft unwillkürlich ausspucken, wie bei physischem Ekel. Aber auch rein theoretischen Anschauungen und Vorstellungen gegenüber, wenn sie uns widerlich dünken, reagiren wir in ähnlicher Weise und ist mir beispielsweise ein Fall bekannt, daß Jemand vom bloßen Anhören eines Gespräches von Fremden am Nebentische, die wissenschaftliche Fragen in sehr widerlicher Weise behandelten, einen so gesteigerten Reiz des Ekels erfuhr, daß wirkliches Erbrechen erfolgte.

Die Regel ist es nun allerdings nicht, daß abstracte Vorstellungen so intensiv auf den Organismus einwirken, wiewohl es durch die associirte Geberde angedeutet zu werden scheint. Aber wir haben bereits gesehen, daß Mienen und Geberden in der Regel in argem Mißverhältnisse zur Erregungsursache stehen, und daß in der Mimik ein hyperbolischer Ausdruck der zu Grunde gelegten Empfindung liegt.

Dies zeigt sich z. B. auch in der Indignation. Dieselbe läßt uns unwillkürlich eine Stellung einnehmen, als wollten wir die Annäherung des Gegners zurückweisen. Die Füße fest auf den Boden gestemmt, mit gehobener Brust, oft auch mit geballten Fäusten erheben wir den Kopf und blicken den Gegner trotzig an; die Nasenflügel erweitern sich, entsprechend der gesteigerten Respiration, die Zahnreihen sind fest auf einander gepreßt, die Augenbrauen ziehen sich zusammen und bedecken die Stirn mit Falten. Da die Absicht zu Thätlichkeiten in dieser Empfindung beim civilisirten Menschen mangelt, so treten diese hier nutzlosen Geberden nur gewohnheitsgemäß ein und würden sicherlich unterlassen bleiben, hätten wir unsere plastischen Ausdrucksformen ebenso sehr in unserer Gewalt, wie unsere Worte.

Die der Indignation eigenthümliche Bewegung geht leicht in eine andere über, die nicht minder charakteristisch ist. Wenn wir Worte des Gegners mit Entschiedenheit und Ernst zurückweisen wollen, so geschieht dieses unwillkürlich in einer Körperstellung, die darauf berechnet ist, dem Gegner möglichst zu imponiren. Ein Analogon dieses Unnahbaren, das darin liegt, findet sich bei mancherlei Thieren, welche, um sich in bedrohter Lage ein furchterweckendes Ansehen zu geben und den Muth des Feindes zu schwächen, verschiedene Mittel anwenden. Die einen richten sich hoch auf und zeigen ostentativ ihre Waffen, andere vergrößern sich durch Aufrichten der Haare des Vorderleibes, der Mähne und des Schweifes, wieder andere blähen sich zu unnatürlichem Umfange auf. Darwin bringt hierfür Beispiele zur Genüge. Bei vielen Thieren geht dieses Verhalten schon in Vorbereitungen zum eigentlichen Kampfe über, wie wenn z. B. der weit aufgerissene Rachen die bedrohliche Reihe der furchtbaren Zähne zeigt oder die Schlange sich aufbäumend den Gegner anzüngelt. Dies ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob den Thieren hierbei irgend eine Absicht und Bewußtsein der Zweckmäßigkeit ihres Verhaltens innewohnte; vielmehr geschehen solche Bewegungen, die sich durch natürliche Zuchtwahl im biologischen Prozesse allmählig entwickelt haben, völlig unbewußt. Ja, von uns selbst gilt dies, wenn wir,

wie oben erwähnt, uns in imponirende, unnahbare Stellung werfen, die den Gegner in seine Schranken zurückweisen soll.

Gleichwohl möchte ich die Ansicht vertreten, daß solche bei den Thieren ganz und gar unbewußt angewendete Geberden, die das äußerliche Ansehen des Bedrohten steigern sollen, auch in die Sphäre des menschlichen Bewußtseins hinüberspielen, wie ja ganz im Allgemeinen durch das Einschleichen der Vernunftkenntniß in den biologischen Proceß keineswegs ganz anderartige Verhältnisse, sondern unter Beibehaltung des Wesens der Sache nur neue Formen geschaffen werden. Der Mensch betritt die Erdenbühne entblößt von allen natürlichen Angriffs- und Vertheidigungswaffen; aber die Fähigkeit seines Verstandes, künstliche Waffen zu ersinnen, bietet ihm hierfür mehr als Ersatz. Und ebenso tritt dieser Verstand surrogativ ein für jene Fälle, in welchen die Thiere vermöge natürlicher Anlage befähigt sind, sich ein Furcht erweckendes Ansehen zu geben. Als eine Wahrung dieser Continuität läßt es sich wohl ansehen, wenn wilde Völker zu dem angegebenen Zwecke sich in scheußlicher Weise bemalen oder bei kriegerischen Expeditionen sich mit mancherlei äußerlichem Aufputz versehen, der ohne directen Vortheil lediglich den Zweck erfüllen kann, den Feind zu erschrecken.

Bei der bekannten Hartnäckigkeit aber, mit der Sitten und Gebräuche aus längst vergangenen Culturperioden, wenn sie aus einer tief eingewurzelten Naturanlage entspringen, auch dann noch sich erhalten und aus bloßer Gewohnheit geschehen, wenn sie zwecklos und zu bloßen Formalitäten geworden sind, wäre es sehr zu verwundern, wenn sich von der in Frage stehenden Gewohnheit wilder Völker beim Culturmenschen keine Spur mehr finden sollte. Ich stehe daher nicht an, so gewagt es auch erscheinen mag, auch die abnormen Kopfbedeckungen unseres Kriegerstandes, die ihre Zweckmäßigkeit als Schutzmittel längst eingebüßt haben — denn schon das Material derselben widerspricht ihrer Form — auf diese Anlage des Naturmenschen zurückzuführen, durch künstliche Vergrößerung und weithin sichtbare Zierrathen, wie Federn, Büsche, auch wohl Stierhörner oder große Fittige sich ein schreckenerregendes Ansehen zu geben. Von diesem Standpunkte aus, von dem aus vielleicht auch die Gegner des Raupenhelmes diesem ein Verständniß abzugewinnen vermögen, erscheint auch das wilde Geschrei, welches die militairischen Vorschriften beim Angriffe mit dem Bajonette gebieten, und das bei unseren wilden Vorfahren wohl unwillkürlich in Anwendung kam, als ein psychisches Rudiment, das sich erhalten hat.

Bei solchen und ähnlichen Gewohnheiten dürfen wir zwar immer nach einem ursprünglichen, aber keineswegs nach einem fortbestehenden Zwecke fragen; denn solche Gewohnheiten überdauern immer ihren ursprünglichen Zweck. In unserm speciellen Falle der abnormen Kopfbedeckungen offenbart sich die Hartnäckigkeit des Gebrauches trotz nunmehriger Zwecklosigkeit in der ungemein langsamen, ganz allmäligen Verkleinerung des Soldatenhelmes in den europäischen Armeen oder des mittelalterlichen Ringtragens, der zu dem noch kürzlich gebräuchlichen Hausscol zusammengeschrumpft ist. Vor wenigen Jahren noch trugen die hohen Varenmützen der Garde des großen Napoleon, auf die Köpfe der Bürgerwehr Münchens gesetzt, zur — Verherrlichung der Fronleichnamsp processionen bei.

Wenn aber vielleicht Manchem auch der ursprüngliche Zweck solcher und ähnlicher Bekleidungen fraglich erscheinen sollte, so ist eben nicht zu vergessen, daß der Naturmensch für anschauliche Eindrücke weit empfänglicher war,

als wir es sind, daher denn solche Maßregeln, wie Gesichtsbemalung oder die Vergrößerung der Gestalt durch wallende Kopfbedeckungen bei den Wilden auch unserer Tage noch einen reellen Zweck haben dürften. Im Kindesalter, in dem wir uns ja in mancher Hinsicht innerhalb weniger Jahre die psychischen Zustände recapituliren, welche die Menschheit in Jahrtausenden durchwandert hat, verräth sich auch in dieser geringfügigen Hinsicht der Naturmensch, und die schönen Worte Homer's beim Abschiede Hector's von seiner Gemalin und von seinem Kinde sind sicher ganz dem Leben entnommen:

„Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme;
Aber zurüd an den Busen der schönegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
Bange zugleich vor dem Erz und der flatternden Wähne des Busches,
Welchen es fürchterlich sah vom oberen Helme herabweb'n.
Lächelnd schaute der Vater das Kind, auch die zärtliche Mutter,
Schleunig vom Haupte sich nahm er den Helm, der strahlende Hector,
Legte dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
Rüßte sein liebes Kind und wiegt' es sanft in den Armen.“

(Ilias VI.)

Um wieder auf unser eigentliches Thema zurückzukommen, so ist es ein charakteristischer Unterschied, daß heute aus dem Volke bei heftig erregtem Streite nicht leicht den von Beginn an angeschlagenen Grundton wechseln und die Steigerung des Affectes lediglich durch Steigerung der anfänglichen Geberden und Worte ausdrücken, dahingegen Gebildete, die im Streite gewisse Grenzen nie überschreiten und zu thätlichen Handlungen sich nie hinreißen lassen würden, einen reichlichen Wechsel der Mittel vornehmen. Sind sie z. B. in Reden des Zornes bis an jene Grenze gekommen, die sie vermöge ihrer Erziehung nicht überschreiten wollen, so springen sie wohl zu Ironie, Spott und Hohn über, wodurch sie bei der hohen Empfindlichkeit der Menschen hierfür ihren Zweck, den Gegner zu reizen, wohl ebenso sicher erreichen, als es durch Steigerung zu heftigeren Worten geschehen könnte. Schon das Unvermittelte, das sich bei solchen Uebergängen zum plötzlichen Gebrauche anderer Mittel, zum Anschlagen eines ganz verschiedenen Tones zeigt, spricht dafür, daß sich weniger eine Naturanlage hierin äußert, als die Erziehung, die allerdings durch den Reichthum der Empfindungsarten unterstützt wird. Es dürfte daher diese sprungweise Veränderlichkeit der Tactik, wobei wir im Wechsel der Angriffsform immer wieder von gelinden Anfängen auszugehen vermögen, während bei sich gleich bleibender Form die Steigerung bis zu unzulässigem Grade nicht zurückgehalten werden könnte, weniger den inneren Vorgängen der Seele entsprechen, als ein Einfluß der Sitte und mit einiger Verstellung gemischt sein, die eben, weil sie sich nicht lange durchführen läßt, ebenfalls zum Wechsel drängt. Denn ein so häufiger Wechsel der Stimmung, so plötzliche Wandlungen der Seelenzustände sind psychologisch nicht denkbar. So erklärt sich denn auch, daß, wenn wir den Gegner dem abwechslungsweise versuchten heitern Spotte gegenüber ganz gegen unser Erwarten kalt bleiben sehen, daß wir dann oft plötzlich in einen entgegengesetzten Seelenzustand, aber nur scheinbar, umschlagen, z. B. in den der äußersten Wuth, was nicht der Fall sein könnte, wenn diese Wuth nicht schon vorher vorhanden gewesen, nur mit Absicht unterdrückt worden wäre und nun der künstlichen Aufstauung entsprechend beim plötzlichen Freiwerden um so heftiger sich äußern würde. (Schluß folgt.)

Mienenspiel und Geberdensprache.

Vom Standpunkt der Descendenztheorie.

Von Dr. Karl Freiherr du Prel.

(Schluß.)

Lehrreich sind jene Geberden zu beobachten, welchen keine sonderliche Erregung zu Grunde liegt und die wir bei kleinen, nichtsfagenden Anlässen gleichwohl mit Ausführlichkeit und Bestimmtheit anwenden, wenn auch der ihnen entsprechende Seelenzustand nur in leisem Anflange vorhanden ist. Es ist eben der Mimit überhaupt die Uebertreibung eigen. Die Sprache ist gemäßigter als die Geberde, und könnte man hierbei den sprechenden Menschen mit Don Juan vergleichen, der hinter Leporello verborgen die Geliebte ansingt, während der gesticulirende Mensch diesem Leporello gleich sich verhält, der die Worte des hinter ihm Stehenden, in übertriebene Geberden übersezt, gegen den Balcon richtet. Es zeigt sich also in Sprache und Mimit gleichsam eine realdialectische Spaltung des Individuums: der Träger des Bewußtseins spricht der Situation angemessen, der Gesticulant repräsentirt unbewußt den Menschen der biologischen Vergangenheit.

Immer aber, im Gespräche, wie im Nachdenken, reagiren wir auf die gebotenen Vorstellungen wie auf anschauliche, reelle Dinge. So, wenn uns z. B. im Gespräche der Name einer Person, eines Ortes u. nicht gleich beifällt, so drückt sich unsere Ungeduld dadurch aus, daß wir gegen den Angeredeten den Arm vorstrecken, den Daumen gegen Zeige- und Mittelfinger reiben, als forderten wir den Andern auf, das gesuchte Wort uns in die Finger zu legen. Eine andere Bewegung bei gleichem Anlasse im Gespräche, aber mit entgegengesetzter Absicht verbunden, scheint im Vorstrecken des Armes gegen den Angeredeten mit nach abwärts gefehrter geschlossener Hand zu liegen. Wir wenden diese Geberde an, wenn wir die Befriedigung haben wollen, das Gesuchte selbst zu finden, besinnen uns dabei mit leicht gesenktem Kopfe, während der vorgestreckte Arm gleichsam verhindern soll, daß uns zu Hülfe gekommen werde. Endlich läßt sich bei ähnlichem Anlasse noch eine weitere Geberde beobachten, nämlich ein leichtes Erheben der Hand, wobei wir den gegen den Daumen angestemmtten Mittelfinger schmalzend auf den Ballen aufschlagen lassen. Diese Bewegung scheint nie selbstständig aufzutreten, sondern gleichzeitig mit einem gelinden Schnalzen der gegen die obere Zahnreihe gepreßten und plötzlich zurückgezogenen Zunge. Zungenlaut und Fingerlaut fallen dabei regelmäßig ganz genau in den gleichen Augenblick zusammen. Diese combinirte Bewegung scheint anzudeuten, daß sich in den Act des Besinnens ein Ingrezienz von Aerger mischt, der bei höhern Grade auch durch ein Aufstoßen des Fußes auf den Boden sich ausdrückt. Fast möchte man versucht sein, hier das auf der Zunge liegende Wort mit einem lose hängenden Dinge zu vergleichen, das wir durch eine Erschütterung zu Fall bringen wollen.

Widerlicher oder unangenehmer Gedanken und zu erwehren schütteln wir den Kopf, als gelte es, einen unbequemen Gegenstand abzuschütteln. Diese, übrigens nicht sehr verbreitete, Geberde ist so zuverlässig, daß ich einst auf sie allein eine Prophezeiung gründete, die zu meinem Leidwesen auch in Erfüllung ging. Ich hatte längere Zeit hindurch häufige Gelegenheit, ein junges Mädchen zu beobachten, dem ein junger Mann meiner Bekanntschaft mit so leidenschaftlicher Liebe ergeben war, wie sie gewiß nur selten zu finden ist, aber welche auch, je nach dem Ausgange, den sie nimmt, immer dem ganzen fernern Leben die bestimmende Färbung erteilt. So sehr nun das Mädchen diese Liebe erwiderte und so vortreffliche Eigenschaften es sonst besaß, eine, nämlich ihre hochgesteigerte Gefallsucht, mußte wohl in diesem Falle verhängnisvoll werden, wenn sie auch dem Verdachte einer Untreue unerreicht war. Betheuerte sie auch alle Tage ihre Liebe und verlachte sie auch die Huldigungen Anderer, entbehren konnte sie dieselben doch nicht. An ihrem Verhalten und ihren Reden ließ sich oft bemerken, daß sie bereute und ernstlich sich zu bessern vornahm. Denn wenn sie oft in Nachsinnen versiel und nur manchmal einen scheuen Blick auf ihren Geliebten warf, so sah man es ihr an, daß ihr Gewissen sich regte und ihr besseres Bewußtsein momentan die Oberhand hatte. Aber so oft ich auch Gelegenheit hatte, sie in solcher Stimmung zu sehen, immer schüttelte sie zum Schluß in kurzen, schnellen Bewegungen den aufgeworfenen Podenkopf und ich wußte es jedes Mal genau, daß sie damit ihren besseren Regungen wieder den Abschied gegeben und daß ihre leichten und gefallsüchtigen Gedanken wieder ungehemmten Lauf hatten. Es war mir klar, daß dieses Mädchen unverbesserlich sei. So ging es etwa ein Jahr fort. In ihr kämpfte die Liebe mit der Gefallsucht und die beiden Principien trugen abwechselnd den Sieg davon. Er aber, nach Maßgabe ihrer jeweiligen Stimmung, schwankte zwischen den bekannten Extremen: Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt. Die tiefste Niedergeschlagenheit verrieth sich in seiner Miene in der Stunde des Abschiedes; auch sie schien sehr bewegt; dann aber gab sie ihm noch einmal die Hand und mit jener reizenden Geberde, die ich schon oft an ihr bemerkt hatte, warf sie den Podenkopf schüttelnd in die Höhe und leicht aus dem Wartesaal hüpfend bestieg sie den Zug, der sie entführte. Ich wußte nun, daß es mit dem Glücke meines Freundes aus sei. Er war ihr bald nachgereist; als ich ihn aber kurz darauf wieder sah, da konnte ich auf den ersten Blick in seiner Miene die Bestätigung meiner Ahnung lesen.

Es ist schon nach Darwin bemerkt worden, daß und warum angenehme anschauliche Vorstellungen durch Bewegungen in der Mundgegend ausgedrückt werden. Dies ist nun sehr allgemein verbreitet. Man beobachtet etwa eine Mutter, die im Parterre sitzend dem trefflichen Spiele der Tochter auf der Bühne zusieht. Der mütterliche Stolz wird sich dabei durch jene Beweglichkeit in der Mundgegend und bei nachfolgenden Becomplimentirungen durch jenes breite Sprechen kundgeben, wobei wir nach einer deutschen Redensart vor Wohlbehagen den Mund nicht mehr zubringen. Aber auch bloßen Phantasievorstellungen gegenüber tritt diese Bewegung ein und verbindet sich oft mit einem schmauzenden oder schlürfenden Laute, der dem Zustimmen wohlschmeckender Speisen und Getränke entnommen ist, ja oft ein Schlingen nach sich zieht. Oft auch giebt der zugespitzte Mund einen laut küssenden Berührung von sich und eine andere Redensart bezeichnet einen hohen Grad des Wohlgefallens geradezu mit den Worten: Es ist zum Küssen schön.

Auch hier also offenbaren sich Hunger und Liebe als die natürlichsten und fundamentalsten Empfindungen lebender Wesen.

„Einsweisen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.“

In hohem Grade ausdrucksvoll, weil ganz dem Vorhandensein eines anschaulichen Objectes entsprechend, ist die Geberde beim Anhören einer entscheidlichen Nachricht. Wie um dem gräßlichen Anblicke zu entgehen wendet sich der Kopf nach seitwärts, die Augen schließen sich und die Hände legen sich vor das Gesicht. Ist die Empfindung hochgesteigert, so ist sie wohl auch von einem Schauer begleitet, der den ganzen Körper schüttelt und wobei in Erschlaffung aller Muskeln der Kopf gegen die Brust sinkt.

Auch noch in mancher andern Hinsicht ist die Stellung des Kopfes charakteristisch für die Art der jeweiligen Vorstellung. Wenn jedoch Darwin („Ausdruck der Gemüthsbewegungen“. Uebersetzt von Victor Carus. S. 33) sagt: „Ich bemerkte, wie eine junge Dame, welche eifrig versuchte, sich des Namens eines Malers zu erinnern, zuerst nach der einen Ecke des Zimmers und dann in die entgegengesetzte Ecke hinauffah, wobei sich die Augenbraue der betreffenden Seite emporwölbte, obgleich da oben nichts zu sehen war“, so dürfte dieses nicht eigentlich die dem Suchen eines Gegenstandes entsprechende Bewegung sein. Vielmehr scheint das Erheben des Kopfes bei solchen Gelegenheiten eher dem Erklärungsprincip zu unterliegen, daß wir je nach der momentan erforderlichen Function des Gehirns instinctiv aus physiologischen Gründen diejenige Kopfstellung annehmen, bei welcher diese besondere Function am leichtesten von statten geht. Wir erheben den Kopf unwillkürlich, wenn wir uns auf etwas besinnen, und senken ihn, wenn wir über etwas nachdenken. Daß in der That das Erheben des Kopfes nur geschieht, die Thätigkeit des Gedächtnisses zu erleichtern, dürfte auch daraus hervorgehen, daß der begleitende Ausdruck unserer Augen keineswegs einem aufmerksamen Suchen entspricht. Zwar blicken wir dabei oft starr auf einen Punkt, aber der Blick ist in's Leere verloren. Das Fixiren eines Punktes, dem wir ja dabei keinerlei Aufmerksamkeit schenken, ist nur ein scheinbares und erklärt sich genugsam daraus, daß der erhobene Kopf in Regungslosigkeit verfällt, wenn er die die Gedächtnisthätigkeit unterstützende Stellung eingenommen hat. Dies ist dann mit dem Fixiren eines bestimmten Punktes leicht zu verwechseln. Auch läßt sich als hierher gehörig beobachten, daß Menschen in der Thätigkeit des Besinnens oft lange regungslos gerade hinaussehen, dann aber, wenn ihnen das Gesuchte nicht beifällt, den Kopf mit einem Rucke noch weiter zurückbeugen und dann ebenso regungslos vor sich hinblicken. Daß überhaupt jeder Function des Gehirns eine besondere Haltung des Kopfes günstig ist und daß diese angemessene Haltung unwillkürlich angenommen oder zu gewinnen gesucht wird, läßt sich häufig an Hundeln beobachten, wenn ihnen von jenseits der geschlossenen Zimmerthür ein Geräusch in die Ohren bringt, das sie nicht sofort zu deuten wissen. Sie legen dann den Kopf bald rechts, bald links zur Seite und halten die Ohren der Richtung des Geräusches zugekehrt. In ähnlicher Weise verhalten sie sich, wenn wir mit ihnen reden. Die Quelle des Lautes ist ihnen bekannt; aber es ist als ob sie uns verstehen wollten und zu diesem Behufe den Kopf bald so, bald so neigten. Der tiefe, verwunderliche Blick, der ihnen hierbei

eigen ist, steht ganz im Einklang mit jener, ihr Unvermögen des Verständnisses ausdrückenden Geberde.

Wenn die Erhebung des Kopfes die Thätigkeit des Gedächtnisses zu erleichtern scheint, so hat man dagegen von jeher in der Gewohnheit, gesenkten Kopfes einherzugehen, das äußere Anzeichen eines nachdenklichen Menschen gesehen. Die Sprache des Volkes verräth auch in dieser Hinsicht die tiefe Intuition, die aus so mancher eingebürgerten Redensart spricht, indem sie einen eingebildeten, dummen Menschen mit „hochnastig“ bezeichnet. In dem Zutreffenden dieses Ausdrucks zeigt sich, daß die Menschen anschaulichen Eindrücken weit eher Verständniß entgegenbringen, als sie hierfür die passende reflective Erklärung finden. Nichts macht in der That so sehr den Eindruck des Einfältigen, als dieses Hochtragen des Kopfes verbunden mit einem Gesichtsausdruck, an dem wir das Angekränkeltsein von der Blässe des Gedankens ganz und gar vermissen. Der Eindruck solcher Individuen, die mit der Nase im Winde über uns wegsehen oder doch nur von oben herab auf uns heruntersehen, wirkt so komisch wegen der Discrepanz zwischen ihrer Absicht und ihrem Erfolge. Denn gerade das, wodurch sie am sichersten uns imponiren zu können glauben, verräth ganz unfehlbar den Einfaltspinsel.

Das Verbundensein unserer Affecte mit bestimmten Ausdrucksformen ist so allgemein über die Erde verbreitet, bei wilden Völkern wie cultivirten Nationen, daß wir schon darum genöthigt sind, das Entstehen dieser Association biologisch zu erklären, d. h. unter der Annahme eines einheitlichen Ursprungs der Menschheit, sie in eine weit entlegene Vergangenheit zurückzuversetzen, in der sich die Menschheit noch nicht zu Nationen mit individuellen Besonderheiten geschieden hatte. Würden diese Ausdrucksformen nicht aus weit zurückliegender Vergangenheit in physiologischer Vererbung auf uns gekommen, sondern erst Ausfluß der modernen Nationalcharaktere sein, so müßten ihnen auch die Eigenthümlichkeiten der letzteren, gleichwie den räumlich abgegrenzten Sitten, anhaften. Würden sie nur conventioneller Natur oder gar erst im individuellen Leben erworben worden sein, so würde an Stelle ihrer Gleichmäßigkeit eine unendliche Verschiedenheit sich beobachten lassen, entsprechend der Einzigkeit, die jedem Individualcharakter anhaftet. Die biologische Erklärung dieses Phänomens dagegen läßt uns nicht nur die thatsächliche Gleichheit, sondern auch die allgemeine Verständlichkeit dieser Universalssprache der Mienen und Geberden erkennen, in der nur wenige und unwesentliche, gleichsam dialektische Verschiedenheiten sich nachweisen lassen. Wir bringen in der That dieses Verständniß mit auf die Welt und selbst der Neugeborene versteht das Lächeln der über ihn gebeugten Mutter und erwiedert es.

Die bisherigen Bemerkungen, welche als ein ergänzender, wenn auch keineswegs erschöpfender Beitrag zu Darwin's Theorie des Ausdrucks der Gemüthsbewegungen angesehen werden wollen, mögen hier genügen. Jeder aufmerksame Leser wird sie aus eigener Erfahrung bereichern können. Zum Schluß jedoch wollen wir die zu Grunde gelegte Theorie noch einer Probe unterstellen.

Die Theorie geht von der Voraussetzung aus, daß Handlungen, welche ursprünglich mit Absicht und Bewußtsein des Zweckes ausgeübt werden, bei häufiger Wiederholung des Anlasses schließlich gewohnheitsmäßig, bewußtlos, mechanisch geschehen; daß ferner solche Gewohnheiten in physiologischer Vererbung übertragen werden, wenn sie bis zu einem gewissen Grade sich befestigt

haben. Da die Zeitdauer eines individuellen Lebens eine solche Häufigkeit qualitativ bestimmter Seelenzustände nicht bietet, als daß innerhalb desselben die Gewohnheit, hiermit so gleichbleibende Ausdrucksformen zu verbinden, so tiefe Wurzeln fassen könnte, so muß allerdings der Proceß dieser Befestigung auf größere Zeitlängen vertheilt werden, d. h. biologisch zu fassen sein. Indessen, soll diese Theorie richtig sein, so muß doch, wenn auch in minderm Grade, auch während der individuellen Lebensdauer sich beobachten lassen, daß die Gewohnheit uns zu unwillkürlichen, unbewußten und mechanisch sich vollziehenden Bewegungen disponirt. Dies läßt sich nun in der That an einer unerschöpflichen Menge von Fällen nachweisen. Ja, unser alltägliches Thun und Treiben bezüglich jener Handlungen, die in größter Häufigkeit geschehen, bekundet in der Fertigkeit der Verrichtung diese Macht der Gewohnheit. Während das Kind mit Bedacht und Aufmerksamkeit seine ersten Schritte versucht, bewegt sich der Erwachsene mit größter Fertigkeit und doch völlig unbewußt, gleich einer in Gang gesetzten Maschine. Während wir beim Erlernen der Fechtkunst jede einzelne Bewegung mit Absicht und Bewußtsein ausführen, darum aber auch mit jeder Parade, mit jedem Gegenstoße oder Gegenhiebe regelmäßig zu spät kommen, befähigt uns die Gewohnheit bald, die dem jeweiligen Verhalten des Gegners genau entsprechende Bewegung unbewußt und mit mechanischer Sicherheit zu vollziehen; jede Blöße des Gegners benutzen wir momentan und unwillkürlich, jedem Stoße setzen wir sogleich die richtige Parade entgegen. Ein Mädchen, das stricken lernt, bringt das Aufnehmen und Fallenlassen der einzelnen Maschen nur mit ungeschickten Bewegungen des ganzen Armes und mit zugespitzter Aufmerksamkeit zu Stande; die fertige Strickerin dagegen, wiewohl sie so wenig Aufmerksamkeit aufwendet, daß sie daneben ganz in Lectüre oder Gespräch aufgeht, arbeitet mit den kürzesten Handbewegungen und mit vollständiger Sicherheit. Mit welcher Mühe erlernen wir ein Instrument; mit welcher unmittelbaren Sicherheit dagegen überträgt der Künstler, ganz verloren in seine Phantasien, dieselben auf das Instrument! Erst wenn das Technische einer Kunst ganz unbewußt vollzogen wird und keinerlei Aufmerksamkeit mehr erfordert, erst auf der Basis vollendeter Fertigkeit kann eine künstlerische Ausführung erwachsen.

Die Anwendung auf alle übrigen körperlichen Fertigkeiten und mechanischen Beschäftigungen ergibt sich von selbst.

Allen diesen Erscheinungen liegt das gleiche Princip zu Grunde: Eine Vorstellung als Motiv ist mit einer ausführenden Bewegung verknüpft und es tritt diese Association so häufig ein, daß schließlich, sowie das Motiv gegeben ist, die Handlung ganz unwillkürlich, gewohnheitsgemäß vollzogen wird. Der physiologische Reiz, den die Vorstellung hervorruft, pflanzt sich bei jeder Wiederholung mit um so größerer Sicherheit bis zu den Bewegungsorganen fort, so daß mit der Zeit gleichsam ausgefahrene Leitungsbahnen hergestellt werden und wir zu jeder nachfolgenden gleichen Leistung geschickter gemacht werden.

Daß unsere geistigen Functionen demselben Erklärungsprincip unterliegen zeigt sich schon bei den gemischten Bewegungen, z. B. in der Sprachfertigkeit, welche von der Uebung des Sprachorgans wie der Uebung in Anwendung grammaticalischer Regeln abhängt. Wir beginnen damit, die Silben und Worte zu stammeln und beim spätern Erlernen einer fremden Sprache schweben uns im Aussprechen eines Satzes alle Regeln vor, die

dabei in Anwendung kommen. Schließlich aber erstreckt sich das Bewußtsein nicht mehr auf das einzelne Detail in der Ausführung, und je geläufiger wir sprechen, mit desto weniger Regelbewußtsein geschieht es. Ja, so sehr macht sich die Macht der Gewohnheit hierbei geltend, daß auch, wenn die erlernten Regeln ganz vergessen sind, und wir keine Rechenschaft mehr von dem Warum irgend einer Construction uns zu geben vermögen, doch die Sicherheit in ihrer Anwendung noch bleibt.

Diesem Gesichtspunkte unterworfen stellen sich die meisten unserer Thätigkeiten als mehr oder weniger von Gewohnheiten bestimmt dar und nur eine geringe Sphäre dessen, was wir thun, steht jeweilig im Lichte unseres Bewußtseins. Vorrichtungen selbst complicirter Natur geschehen, wenn sie zu den alltäglichen gehören, schließlich halb unbewußt und mit jener Unaufmerksamkeit, welche Gewohnheit mit sich bringt. Wem ist es nicht schon geschehen, daß er mehrmals hintereinander in kurzen Zwischenräumen seine Uhr zieht, um nach der Zeit zu sehen? So gewohnheitsgemäß ist nämlich diese Bewegung, daß hierbei oft der eigentliche Zweck derselben, die Beobachtung des Zeigers, durch einen leeren Blick auf das Zifferblatt ersetzt wird. Vergeblich besinnen wir uns auch oft, ob wir die Uhr aufgezogen haben oder nicht; wir müssen uns schließlich durch den Versuch überzeugen. Denn so complicirt auch diese Vorrichtung ist, das Herausziehen der Uhr, Oeffnen des Deckels, Ansetzen des Schlüssels, das Aufziehen und etwa noch die Richtstellung des Zeigers, so vollziehen wir doch die Aufeinanderfolge dieser Bewegungen so häufig, daß es schließlich ganz mechanisch ohne begleitendes Bewußtsein geschieht und daß wir oft im nächsten Augenblick nicht mehr wissen, was wir gethan. Der Knabe dagegen, der in den Besitz seiner ersten Uhr gelangt ist, wird solche Beobachtungen an sich nicht machen; denn er handelt mit vollem Bewußtsein des Details und es bleibt ihm darum die Erinnerung hiervon. Ein Cigarettenraucher, den der Nachbar ersucht, ihm eine Cigarette zu drehen, wird an die Ausführung der entsprechenden gewohnten Bewegungen gehen, aber oft auch die gewohnte Schlußbewegung ausführen, d. h. er wird die Cigarette in den eigenen Mund stecken. Meine Freunde sind es längst gewöhnt, in dieser Weise von mir behandelt zu werden.

Darauf beruht es auch, daß wir in Verrichtungen, welche zur Alltäglichkeit gehören, um so mehr in einer eigenthümlichen, individuell ausgeprägten Weise handeln, je älter wir werden. Jeder Erwachsene hat mehr oder weniger charakteristische Manieren, z. B. eine charakteristische Gangart, so daß wir selbst bei geschlossener Thür aus dem Auftreten, ja aus der besondern Art anzulauten oder anzuklopfen auf einen bestimmten Ankömmling schließen. Es giebt nicht leicht einen alten Herrn, der nicht im Essen, im Trinken, in der Bewegung des Grüßens, im Zurechtstreichen der spärlichen Haare, im Zusammenlegen des Sacktuches nach dem Gebrauch, im Waschen ic. in einer ihn charakterisirenden Weise verführe; ja beim Anziehen von Kleidungsstücken schlüpft der Eine regelmäßig zuerst in den linken, ein Anderer in den rechten Ärmel.

Eine nothgedrungene Unterbrechung in unseren Gewohnheiten, oder auch bloß darin, hierbei in individueller, charakteristischer Weise zu verfahren, macht sich daher um so unangenehmer fühlbar, je älter wir werden, d. h. je älter die Gewohnheit ist. Mit anderen Worten: wir werden Philister. So sieht man z. B. alten Herren das Mißbehagen an, das sie empfinden, wenn sie etwa den seit Jahren eingenommenen Platz am Gastische zufälliger Weise

befest finden. Oft werden sie geradezu unmuthig; und doch ändert sich durch den Wechsel ihres Sitzes nichts, als daß das Betreten des Gastzimmers ausnahmsweise eine andere Schlußbewegung erfordert, als welche mit ihrem Ich verwachsen zu sein scheint, und daß sie Tische und Stühle in anderer räumlicher Lagerung und Perspective sehen müssen, als sie es gewöhnt sind.

Wer in den Functionen des Gehirns physiologische Proceffe erkennt, dem wird es von selbst einleuchten, daß nicht nur Vorstellung und Bewegungen durch Gewohnheit zu permanenter Verknüpfung gelangen können, sondern auch Vorstellung und Vorstellung. Pichtenberg, der es liebt, geistreiche und tiefe Bemerkungen hinzuwerfen und dem Leser die Erklärung zu überlassen, sagt irgendwo: „Sobald man weiß, daß Jemand blind ist, so glaubt man, man könnte es ihm von hinten ansehen.“ Es ist eben die Vorstellung der bestimmten Gestalt mit der Vorstellung der Blindheit so fest associirt, daß die erstere unwillkürlich auch die letztere nach sich zieht. Hierher gehört es auch, daß das Anhören einer Melodie in unbewusster Association jene vergangene Lebensscene sammt der begleitenden Gemüthsstimmung erweckt, bei der wir die gleiche Melodie gehört, wie etwa einen Walzer, den wir mit der Geliebten getanzt. Ja selbst der Geruchssinn frischt oft unsere Erinnerung auf und wenn wir nach langer Abwesenheit vom Lande etwa an einer Tanne vorübergehend ihren Duft einathmen, so steht oft plötzlich irgend eine erlebte Waldscene vor dem Auge der Phantasie, ohne daß wir uns dieser Association immer bewußt wären. So beruhen im Allgemeinen plötzlich auftauchende Erinnerungen, von deren Anlaß wir uns keine Rechenschaft zu geben vermögen, darauf, daß eine eintretende Vorstellung, ja selbst das bloße Anstreifen an eine solche eine zweite nach sich zieht, womit erstere einmal verknüpft gewesen ist. Auf solcher Association scheint auch dieses zu beruhen, daß uns der Text eines längst vergessenen Liedes leichter beifällt, wenn wir uns die Melodie vergegenwärtigen, womit es uns von jeher verknüpft war; dahingegen uns das Gedächtniß ganz versagen würde, wenn auch die Melodie in Vergessenheit gerathen wäre. Aehnlich wie hier das Gedächtniß, so kann auch die Phantasie unterstützt werden. Bei alten Leuten läßt sich oft die Gewohnheit lauten Lesens beobachten, welche bei geschwächerter Phantasie wohl unwillkürlich angenommen wird und in der That den Eintritt der Vorstellungen zu unterstützen scheint, weil hierbei zur Erzeugung des gleichen Bildes zwei Erregungsursachen geschaffen werden, das gedruckte Wort und der Laut.

So verlockend es nun auch wäre, von diesem Punkte aus noch weiter in's geistige Gebiet vorzubringen und die Angewöhnung einer Reihe von körperlichen Bewegungen zu vergleichen mit der Angewöhnung von Gedankenreihen, welche als sogenannte Gedankenassociation ablaufen, wenn die erste Taste im Gehirn angeschlagen wird, so muß doch hier eine nähere Ausführung unterbleiben, die schon außerhalb des vorgesezten Themas fielen. Es mag daher bei dieser bloßen Fixirung des Punktes verbleiben, von dem aus die Brücke in das Gebiet des Geistes zu schlagen wäre, um schließlich die Erscheinung geistig ausgeprägter Individualitäten, wie geistig ausgeprägter Zeitströmungen in wissenschaftlicher, politischer, socialer und religiöser Hinsicht ebenfalls unter das Erklärungsprincip durch Generationen hindurch erworbener Associationen zu stellen und dieselbe abzuleiten aus der physiologischen Disposition für qualitativ bestimmte Vorstellungsketten, wie aus der graduell verschiedenen Empfänglichkeit für den Eintritt und Verlauf von Associationsströmen von verschiedener Länge und Intensität.